

Marianne Fritz: Die Schwerkraft der Verhältnisse

(Bibliothek Suhrkamp, Berlin 2023)

Marianne Fritz

Die Schwerkraft
der Verhältnisse

Bibliothek Suhrkamp

Just diesen Frühling hat der Suhrkamp-Verlag den grossartigen Roman „Die Schwerkraft der Verhältnisse“ von Marianne Fritz (1948–2007), einer arbeitswütigen, öffentlichkeitsscheuen und leider auch viel zu früh verstorbenen Autorin aus österreichischen Landen, neu aufgelegt.

Die Geschichte, der wir als Leser und Leserin folgen, ist primär diejenige von Berta Schrei, die sich nach Kriegsende 1945 in der kulissenhaften Stadt Donaublau auf die – nicht stattfindende – Rückkehr Rudolfs, ihres Verlobten und Vaters ihres ersten, noch ungeborenen Kindes, vorbereitet. Grund der Absenz Rudolfs ist dessen Tod auf dem Schlachtfeld, so ihr übermittlelt von seinem Weggefährten Wilhelm, der sich auf damaligen Wunsch des Sterbenden Bertas nun annimmt, sie heiratet und mit ihr eine weitere Nachkommin zeugt. Doch sind dies nur die äusseren Umstände einer im Grunde banalen Familienbande, wo sich in Abwärtsspiralen gefangene Menschen gegenseitig mit Nichtbeachtung, Bevormundung oder gar offener Ablehnung bestrafen: Wilhelm, im zivilen Leben nun Chauffeur auf Abruf des Grossindustriellen Mueller-Rickenberg, bleibt seiner Frau und den Kindern oft fern, da er ökonomische Stabilität gerne mit anteilnehmender Fürsorge verwechselt und zudem den Gehorsam gegenüber Vorgesetzten priorisiert und dabei seine Rolle als Ehemann und Vater zurückstufte, während die Kinder, Klein-Rudolf und Klein-Berta, in der Schule genauso versagen, wie sie zuhause mit reziprokem Effort der Mutter in allen Dingen Widerstand leisten und Mama Berta ihre Nachkommenschaft nur noch in Gewaltphantasien und kannibalistischen Alpträumen verklärt luzide wahrnimmt; all diese Umstände zwingen Berta Schrei schliesslich in die innere Isolation, lassen sie verstummen und also in wortloser Stille an der Welt verzweifeln, wobei ihre Floskel zur Definition der gesamten unüberwindbaren, menschlichen Mühsal, eben „die Schwerkraft der Verhältnisse“, ihren Seinszustand in gravitästisches Schwermetall schmiedet, unverrückbar, nicht zersetzbar, vom Schicksal in die antithetische Form zur Lebensfreude gegossen. Diesen, den schwer lastenden Verhältnissen nicht entkommen zu können und dabei dennoch die Kraft aufbringen zu müssen, an der Existenz festzuhalten, übersteigt schlussendlich ihr Vermögen und fordert einen letzten Tribut in Form eines Doppelmordes an ihren Kindern – „ich habe meine misslungene Schöpfung beendet“, wie sie sich auszudrücken beliebt –, bevor sie sich ihrem eigenen Tod zuwendet und den Suizid anstrebt, um auch physisch endlich alle Bande zu lösen – allein, ihr Selbstmord will nicht gelingen und das normative gesellschaftliche Leben zwingt sie, als die Mörderin, die sie nun ist, einmal mehr, fremdem Willen Folge zu leisten und Wohnstatt in der Festung, einer geschlossenen psychiatrischen Anstalt, zu nehmen, wo sie unter verqueren Gottsuchern und Schwachsinnigen, die von der „Wunde Leben“ brabbeln, ihr Dasein fristet und nur zur Beruhigung seines eigenen Gewissens Besuch ihres

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Ex-Mannes Wilhelm sowie dessen neuer Frau Wilhelmine, notabene einer ehemaligen Freundin Bertas, erhält. Und so bleibt die Festung am Ende das kalte Mahnmal einer Geschichte des Leidens aller, ob nun diesseits oder jenseits ihrer Mauern befindlich, doch sowohl das Tragen des Kreuzes als auch das Zuschanden-Werden unter demselben, war nur einer – wie so oft wohl zufälligen – Person bestimmt, die hier als Berta Schrei auftritt und den bitteren Vorgeschmack der Hölle auf Erden exemplarisch zu schmecken bekommt...

Um diese Geschichte zu erzählen, verwendet Marianne Fritz eine performative, eigentlich aber simpel-archaische Sprache mit leichtem österreichischem Idiom, die dem Leben, dem Leiden und Sterben genau das richtige Gewicht verleiht, während der Inhalt in seiner übergrossen, existentialistischen Metaphorik durchaus eine Wahrhaftigkeit und Dringlichkeit erschafft, die einem die Dornen des Lebens und den Stachel des Todes spürbar näher bringen – ganz so, als hätte Marianne Fritz diese schwarze Rose extra für uns Lesende gepflückt und in ewig wahre Worte gebunden. – Sandro Schäppi

Carlo Bernasconi: Der Italiener (Telegramme Verlag, Zürich 2023)



Im Zürcher Telegramme Verlag des Autorenpaars Dana Grigorcea und Perikles Monioudis erscheinen seit 2019 Jahr für Jahr schmale Bändchen, die mit ästhetisch ansprechenden, vom Verleger eigenhändig gestalteten Umschlägen die Blicke auf sich lenken. In der Reihe begegnet man Essays, etwa jenem der Verlegerin selbst mit dem vielversprechenden Titel „Über Empathie“, und ausgesuchten erzählerischen (Wieder-)Entdeckungen in Einzelausgaben wie Ricarda Huchs „Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück“, Lou Andreas-Salomés „Fenitschka“ oder Hans Falladas „Die grosse Liebe“.

Dem Telegramme Verlag ist nun auch zu verdanken, dass „Der Italiener“ des Zürchers Carlo Bernasconi aus dem Jahr 1987 in einer neuen schmucken Aufmachung wieder zu lesen ist. Der kurze Roman über die Reise eines Ich-Erzählers ins Land seiner Vorfahren tanzt aus der Reihe der üblichen dokumentierenden Migrationsliteratur. Dies liegt einerseits an der ausgesprochen literarischen Sprache und der elaborierten Erzählweise, aber auch an der Zeitspanne, welche der Roman in den Fokus nimmt: die Zeit der beiden Weltkriege, als Deserteure und Genossen aus Italien in die Schweiz flohen und in Städten wie Zürich bedeutsame Orte der sozialistischen Arbeiterbewegung – wie schon 1905 das Ristorante Cooperativo – begründeten. Viele Norditaliener, Landarbeiter ohne eigenen Boden, verliessen damals unfreiwillig ihre Heimat; die Region Venetien beispielsweise war trotz der Fülle an kulturellen Reichtümern von grosser Armut geprägt.

Aussergewöhnlich machen diesen Roman zudem jene Passagen, in welchen der 2016 verstorbene Zürcher Autor, Journalist und leidenschaftliche Gastronom Bernasconi die norditalienische Küche

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

feiert. Das Zubereiten eines „Forellenrisottos“ oder der mit Tomaten und Garnelen überbackenen Auberginen ist nicht nur derart ausführlich beschrieben, dass Lust aufkommt, es gleich auszuprobieren, sondern die Rezepte selbst sind Literatur.

Kein Wunder ist auch der Ich-Erzähler Michele D'Ambrosio ein leidenschaftlicher Koch. Ursprünglich Dolmetscher von Beruf fährt er nach Venetien, um die kulinarischen Gepflogenheiten seiner Vorfahren zu studieren. Er ist enttäuscht von der Gastronomie in der Schweiz, von der fehlenden Liebe und Hingabe in den Küchen. In seinem Gepäck fährt ein Stapel Briefe der Grossmutter mit, die in den Roman hineinmontiert sind. Zunehmend wird die kulinarische Forschungsexpedition zu einer Reise zu den Vorfahren und eigenen Wurzeln. Die als Briefdokumente gestalteten Kapitel geben Einblick in eine Welt von gestern, die von Armut und Entbehrung geprägt war und von politischer Flucht und unfreiwilliger Migration, von zurückgelassenen Frauen und getrennten Familien erzählt. Es sind die Jahre, als an der Langstrasse italienische Familien ansässig waren und Aussersihl noch kein Szene-Viertel war.

Schliesslich sorgt ein ungelüftetes Geheimnis um die an Schizophrenie erkrankte Tante Giovanna für Spannung. Nach einem traumatischen Vorfall verlässt diese 1939 die Schweiz und fährt zurück nach Italien, zu einem Zeitpunkt, als die Welt schon im Krieg war. Bruchstück um Bruchstück setzt der Ich-Erzähler die Biografie seiner Tante zusammen, die für das Schicksal von vielen Migrantinnen steht.

Bernasconis Erzählweise ist authentisch – besonders reizvoll sind auch die Einsprengsel in venetischem Dialekt (für Nicht-Eingeweihte übersetzt) – und stimmig, so dass die Handlung von Beginn weg Fahrt aufnimmt, die Lesenden hineinzieht und eindruckliche Szenen und unvergessliche Bilder (und Rezepte) hinterlässt. – Sandra Valisa

Tonio Schachinger: Echtzeitalter (Rowohlt, Hamburg 2023)

Junge Menschen reagieren bisweilen irritiert auf die blutige Dramatik der kanonischen Literatur, etwa wenn sie an der Mittelschule damit bekannt gemacht werden. Es stimmt schon: Selbstblendung nach Inzest mit der Mutter; Gatten-, Bruder-, Kinds-, Gift- und (erweiterter) Selbstmord aus Liebeskummer, Verzweiflung oder Rachsucht; Teufelspakt und Wahnsinn; Inzest mit der eigenen Tochter; sexueller Missbrauch eines Fünfzehnjährigen durch eine ehemalige KZ-Wärterin – wir und die Literatur muten der Jugend einiges zu.

Wohlgermerkt, es sind meistens notwendige und fruchtbare Zumutungen, und dieser Text soll alles andere als ein Plädoyer für die Säuberung der Bücher von Tod, Gewalt und Dunkelheit sein. Aber zwischendurch eine Abwechslung kann auch nicht schaden. Etwa ein Coming-of-Age-Roman wie das sehr zu Recht in die Longlist des Deutschen Buchpreises aufgenommene Werk des jungen Wiener Autors Tonio Schachinger, der



CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

den noch jüngeren Till Kokorda durch acht bedrückende, manchmal aber auch beglückende Schuljahre an einem traditionsreichen Wiener Internat begleitet und dabei ganz Alltägliches erzählt, ohne je langweilig zu werden. Das Marianum ist wohl in Wirklichkeit das Theresianum, zu dessen Absolventen so unterschiedliche Prominente wie Ernst Gombrich, Christoph Waltz und Johann Gudenus (der Adjutant von FPÖ-Strache im Ibiza-Video) gehören. Auch Schachinger selbst, und es würde nicht verwundern, wenn der eine oder andere im Roman porträtierte Lehrer sich bei der Lektüre schmerzhaft wiedererkennen sollte.

Tills Klassenlehrer Bruno Dolinar aus Kärnten tritt mit seinen pedantischen, totalitären Machtschikanen auf wie ein sadistischer Schulmeister aus dem 19. Jahrhundert. Auf den ersten paar Dutzend Seiten wirkt „Echtzeitalter“ denn auch etwas wie eine Variante grosser Anprangerungen schulischer Tyrannei im Stil von Hesses „Unterm Rad“ oder den letzten Kapiteln der „Buddenbrooks“. „Der Dolinar“ lässt keine Gelegenheit aus, zeitaufwendige Strafarbeiten zu verhängen oder zuvor gerühmte Schüler herunterzumachen. Seine Klassenlektüre wählt er nach drei goldenen Regeln aus: „nichts aus dem zwanzigsten Jahrhundert, keine Übersetzungen und nichts, was nicht als Reclamheft erhältlich ist“ – zum Vorrecht des Despoten gehört es selbstverständlich, die eigenen Regeln zu brechen und Thomas Bernhards „Heldenplatz“ auf den literarischen Speiseplan zu setzen, was ihn teuflischerweise gleich etwas sympathischer macht.

Schachinger gelingen wunderbare, filmreife Kabinettstücke, wenn er zum Beispiel Till und ein paar Kameraden, die ihr Exemplar von Stifters „Brigitta“ zu Hause vergessen haben, aus Angst vor Dolinars drakonischen Sanktionen in der Pause über die Schulmauer klettern und in eine Buchhandlung rennen lässt. Das vorschnelle Glück, dass mehrere Exemplare an Lager sind, zerbirst angesichts der Erkenntnis, dass es sich um die Ausgabe der Suhrkamp BasisBibliothek handelt.

Eine weitere berührende Passage zeigt, wie Till, der seine Freizeit online mit Echtzeit-Strategiespielen wie „Age of Empires“ verbringt und bald zu den besten AoE-Cracks der Welt gehört, seiner Mutter das Spiel zu erklären versucht. Das Gamen gehört zu Tills Fluchtstrategien, aber wohltuenderweise wird er nicht süchtig, ganz im Gegenteil, er erweist sich als Meister der Selbstsorge und Gelassenheit. Er ist auch kein verdruckster Nerd, sondern verliebt sich mit offenem Herzen in die etwas jüngere Mitschülerin Feli, aus reichem Hause, mit Wurzeln im Senegal und im Libanon, hochbegabt, schlagfertig und selbstbewusst. „Echtzeitalter“ bezeichnet auch das echte Alter, die Lebensphase, in der nicht alle, aber doch einige Menschen echt noch Mumm und Möglichkeitssinn genug haben, um sich von den verlogenen, menschenfeindlichen Erwachsenen, den „Wahnsinnigen mit bürgerlicher Fassade“, nicht unterkriegen zu lassen. Das tun sie mit Humor und

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Eleganz, und entsprechend humorvoll und elegant ist Schachingers Liebeserklärung an diese kritische und souveräne Jugend geschrieben.

Zuletzt erleichtert die Pandemie die Loslösung von der Schule – „die mündliche Matura als letztes Druckmittel“ entfällt. Und so könnte das Ende versöhnlich daherkommen. Alle haben die Schule überstanden, und ein Mitschüler Tills meint: „Im Nachhinein war’s schon cool, was uns der Dolinar beigebracht hat (...) Es war schon super, eigentlich.“

Doch unserem Protagonisten gehört das letzte Wort des Romans, und er ist nicht bereit, dem banalen Bösen, das sich Schule nennt, die Absolution zu erteilen: „‘Spinnst du?’, sagt Till. ‘Es war die Hölle, du Idiot!’“ – Michael Pfister